

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General Anzeiger).



Das Paradies der Erde.

Roman von Ida von Bersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dezember. Von dem schweren Ernst des Schicksals, das drei Menschen zugleich zermalmen zu wollen schien, bis ins Tiefste erschüttert, ging ich gestern nacht gar nicht zu Bett. Ich sollte raten, helfen und ich sah doch keinen Ausweg. Das Schicksal mußte seinen Gang gehen. Ich aber auch. — Ohne mir vorher zurechtgelegt zu haben, was ich tun und reden sollte, befand ich mich früh um sieben Uhr vor der Tür des Kommandeurs. Es war noch völlig dunkel, kaum ein graufahler Dämmerchein kroch am Himmel herauf.

Dann stand ich in seinem Arbeitszimmer. Auf dem Schreibtisch brannte die Lampe mit der großen grünen Kuppel und er saß in voller Uniform davor, als erwarte er einen Besuch, eine Meldung. Seine Haltung, wie er sich erhob und mir schweigend gegenübertrat, war so ruhig und fest wie immer. Wer der Ausdruck in seinem Gesicht gab mir einen Stich durchs Herz. Dieses gütige, edle Gesicht mit den sonst so freundlich milden Augen und dem lebenswürdigen Lächeln schien wie erstarrt in herrlich beherrschtem Schmerz, die Lippen so fest zusammengedrückt, daß die markante Form des Kinns auffällig hervortrat, eine tiefeingegrabene Falte auf der Stirn, in den Augen einen abwesenden fast ruhigen Blick fester Entschlossenheit. Mir war die Kehle plötzlich wie zugeschnürt. Eine Meldung hatte ich nicht zu machen, das sah er wohl, obwohl ich im Meldeanzug war. Schweigend setzte er sich wieder an den Schreibtisch und wies höflich einladend auf den Sessel gegenüber dem fehrigen. Ein zufälliger Blick auf den Schreibtisch machte mich zusammensucken und bestürzt sah ich ihn an. Da lag sein Abschiedsgesuch — dieser große, schon luvertierte Brief an das Militärtabinett Seiner Majestät war nichts anderes.

„Ja,“ sagte er, ein wenig leiser wie sonst, aber mit völlig unbewegter Stimme, „das mußte sein. . . Was führt Sie zu mir? Sie kommen nicht zum Kommandeur, wie ich fühle. Sie kamen als Mann zum Manne, als Freund eines Dritten, der dieser Freundschaft nicht unwert sein kann.“

Aufs höchste überrascht, fand ich augenblicklich kein Wort der Entgegnung oder der Frage, während er schweigend vor sich hinsah. „Sie wußten alles, Herr Oberst?“ stotterte ich. „Von —“

„Ja. Von meiner — von Harriet. Und ich habe Sie erwartet, lieber Freund. Ihrer Vermittlung, Rettung, Hilfe, die Sie ihr versprochen, bedarf es nicht. Hier ist vollkommen klare Situation. Ich will Ihnen das darlegen. Sie werden nie im Leben so überrascht worden sein von der Lösung eines so furchtbaren Konfliktes. Wer ich will es so. — Sie ist

für mich —“ er brach ab und sein der Wüste des Kaisers über dem Schreibtisch zugewendetes Gesicht erschien noch unbeweglicher, noch verschlossener in der grauen Blässe, die sich über die scharfgeschnittenen Züge legte. — „Diese Lösung, begann er wieder, „ist für mich unbedingt die schwerste, die zu finden war. Und wenn sie bekannt würde, würde mich alle Welt verurteilen und der Fluch der Lächerlichkeit wäre mir obendrein sicher. Aber mein Entschluß ist unumkehrbar. — Ich verdamme meine Frau nicht, und vom rein menschlichen Standpunkt aus verdamme ich auch nicht unbedingt den Mann, der sie liebt. Als Mensch sieht mir nicht das Recht zu, hier zu richten, zwei andre Menschen zeitlebens tief unglücklich zu machen. — Die erste Schuld trifft mich selbst. Ich hatte unrecht, im Sturme spät erwachter Leidenschaft das junge, lebensfrohe, warmherzige und unerfahrene Geschöpf an mich, den dreißig Jahre älteren Mann, zu fetten, ihrem jugendlichen edlen Triebe, andre zu beglücken, nachzugeben, denn ich hätte wissen müssen, daß sie sich täuschte über ihr Gefühl sowohl wie über ihre Kraft. Diese Stunde ist nicht die erste, in der ich bereue und gutzumachen wünsche. Viele andre gingen ihr schon voraus — sorgenvolle, bange Stunden. — Sie gab sie mir Veranlassung, darüber mit ihr zu sprechen, aber sie kämpfte wie ich und ihre Gesundheit begann darunter zu leiden, und ich fürchte sehr für ihr junges Leben, wenn sie an meiner Seite weiter kämpfen und leiden soll. . . Ueber ihn, den Grafen, habe ich schon einmal mit Ihnen gesprochen und unser Urteil stimmte überein. Jahrelang hat er, wie ich wohl weiß, das eiserne Joch qualvoller Selbstbeherrschung getragen. Daß seine Kraft der gewaltigsten aller Leidenschaften, die ihn für die gleichaltrige Frau ergriff, auf die Dauer nicht gewachsen war, ist für mich kein Grund, ihn zur Verantwortung zu ziehen, wie dies sonst zu geschehen pflegt. Sterben soll er dafür nicht. Denn wenn ich ihm gegenüber treue mit der Waffe in der Hand, dann ist es kein Spiel, dann stirbt er!“ Einen Moment flammte ein Blitz so glühend den Haffes in den eingesenkten Augen des alten Mannes auf, daß ich an seine beispiellose Objektivität nicht mehr recht glaubte. Aber gleich darauf fuhr er so ruhig und gelassen wie vorher fort: „Er, der Graf, würde mich nicht treffen. Und sie und ich, die Zurückbleibenden? Trennung auf jeden Fall. Beide friedlos, glücklos für alle Zeit. Ihr so zartes Leben sicherlich gebrochen. Nein, das soll so nicht sein. Nicht durch mich. Es ist Sitte, ist gewissermaßen Gesetz für uns, daß der verräterische Gatte sich sein Recht mit bewaffneter Hand zurücknimmt.“ Ein verächtliches stolzes Lächeln zuckte flüchtig um seine feingeschnittenen Lippen. „Ich verzichte darauf.“ —

Jeder Kamerad wird begreifen, daß ich im ersten Moment betroffen mein Auge von dem Offizier abwandte, der mir sagte, daß er seine Ehre nicht mit Blut reinwaschen wollte — so einfach menschlich die Gründe auch erschienen. Als aber mein Blick auf das edle, jetzt von Gram gezeichnete Gesicht zurückkehrte, das in Minuten gealtert war und mich

in seinem tiefsten Ausdruck an die starren Züge eines toten Kameraden erinnerte, der sich infolge ähnlicher Herzensirritungen erschossen hatte, da griff ich unwillkürlich nach der Hand, die auf dem bereitlegenden Abschiedsgefluch ruhte, und preßte sie selbstvergeßlich wie gestern die ihrige und sagte, wie es mir das Herz eingab: „Herr Oberst, ich kann da nichts tun, nichts; ich kann nur bewundern und bedauern. Bedauern, daß ich diese — diese heroische Objektivität, diese schlichte Menschlichkeit, niemals nachzuahmen vermöchte.“

Er nickte mit seinem stillen gütigen Lächeln.

„Jugend,“ sagte er, „Jugend...“

Da fuhr ich jäh empor. Ich hatte keine Tür gehen hören, keinen Schritt vernommen. Aber in der Portiere stand die Frau, im lichten losen Hauskleide, die schwarzen tief-schwarzen Zöpfe lang herabhängend.

Und dann war sie bei ihrem Mann, und ganz langsam kniete sie neben ihm nieder und legte ihre beiden schönen Arme, die in schneeiger Weiße aus dem offenen Ärmel hervortauchten, um seinen Nacken... „Mein lieber, mein guter Mann — behalte mich bei dir! Laß mich hier... hier!“

Sie schmiegte ihr blasses, himmlisches Gesicht an seine Brust und beide sahen sich an.

Ich ging schnell und still hinaus. Und draußen im Flur mußte ich mich einen Moment an die Wand lehnen... mir schwindelte ein bißchen... und mußte meine Hände vor mein Gesicht drücken — und als ich sie wegnahm, waren sie naß...

Dezember. Ich bin unsagbar glücklich. Eigentlich kein sehr schöner Zustand. Man hat ein Gefühl von Schwindel, als balancierte man auf einer ungeheuren Höhe mit berauschender Aussicht, wo man sich aber nicht lange halten kann. Der Zustand hat, so widerspruchsvoll das Klingens mag, viel Ähnlichkeit mit dem Gefühl unsäglichen Unglücks, wie die Berührung eines heißen oder eiskalten Eisens denselben Schmerz erzeugt. In solch hochgespannter Seelenstimmung, wo ein einziger Gedanke alles übrige unter seine Herrschaft zwingt, wird uns das ganze Leben zu einer stüchtigen Wandelbühne, die sich um uns herum dreht, ohne daß eins der Bisher sichtbar standhielte. Keiner Beschäftigung vermag man sich mit Ruhe hinzugeben. Die unabweisbarsten Tagespflichten verlangen eine Willensenergie, eine gewalt-same Sammlung, die geradezu schmerzhaft ist. Nur schnell vorwärts damit, immer weiter und weiter, damit man sich so bald wie möglich wieder mit Leib und Seele in das große, einzige Gefühl des Lebens, das Glück oder Unglück vertiefen kann. Das kann natürlich nicht so bleiben. Was sollte zuletzt daraus werden? Auf solchen Gipfeln kann man sich ja nicht halten. Man leidet geradezu, wenn man überschwinglich glücklich ist. Und was ist denn das nur für ein Glück? Habe ich eine Millionenerbchaft gemacht, ohne daß meine gute Tante Lalli hat sterben müssen? Hat mir Majestät einen Orden erster Klasse überreichen lassen für den veredelnden Einfluß, den ich auf eine seiner kleinsten Garnisonen ausübe? Habe ich über eine ganze Reihe von Leutnants und Rittmeistern einen Sprung zum etatsmäßigen Major oder wegen phänomenaler Begabung in den Generalstab gemacht? Ohne alle Examen? Na, was gibt's sonst noch für Glück? Daß mich die Serben oder die Bulgaren zum König haben wollen? Alles nichts, gar nichts, kein Schimmer von dem schwindelnden Glück, was man beinahe wie Unglück empfindet, und wofür man im „Edorado“ von den Kommissären oder im „Kloster“ von den Zenträgen lächtig ausgelacht werden würde. Also: ich liebe! Liebe unsagbar ein süßes Weib — und werde wiedergeliebt, auch unsagbar! Zum Denken, zum Ueberlegen komme ich vorläufig gar nicht. Es ist alles noch so neu, so frisch erblüht, so jung, daß kein Mensch in solchem Seligkeitsgefühl nach Ziel und Zweck fragt. Und wenn das unbehagliche Wohin und Wovon mal angeschlichen kommt, dann wird's erwürgt, erstickt und es bleibt nichts als das süße, selige Glück: Tatiana! Tatiana! —

Es war an einem Nachmittage. Das Wetter war leidlich nach einer Reihe unangenehmer Regentage und die Landstraße passierbar, wenn man auch freilich bei schärferer Gangart den schönen Spruch gelten lassen mußte: „Frischer Dreck ziert den Kavalleristen.“ Der Himmel, der so hoch und gewölbt über der weiten Ebene um Zwieltisch hing, daß er sie wie eine bunte Glasglocke an den äußersten Rändern zu berühren schien, schimmerte rot und golden und grün. Auf einer violetten Wolkenbank im Westen lag

die untergehende Sonne wie ein großer roter Ball, ohne Strahlen, als wäre sie müde von der Arbeit, Zwieltisch zu erleuchten, und dächte ans Schlafengehen. Aber ein wunderbar goldroter Schein ging über die schwarzen nassen Acker, über den dunklen Forst am Horizont, wo in strengen Wintern noch Wölfe gespürt werden sollen. Die Schmutz- und Wasserlachen auf den Feldwegen, über die ich ritt, sahen ordentlich schön aus, wie jener Farbenglanz sich darin spiegelte. Es war windstill, mäßig kalt und ein ganz feines Reiten, denn der Weggrund war ziemlich fest und stark sandig und an den Rändern, wo das Wasser ablaufen konnte, selbst für Fußgänger trocken und gangbar.

Wie ich so in verlangsamtem Tempo durch den Abend-schimmer reite und von der entschwundenen Huri meines Paradieses träume, und der Chargengaul (in solchem Wetter reite ich den Apollo nicht spazieren) die nicht einwandfreien Beine so schläfrig aus dem nassen Nehm zieht, hebe ich meine Augen auf und sehe, daß sie mir entgegenkommt, ja sie, von der ich eben träume. Eigentlich sah ich schlechtweg eine Frauengestalt nur auf dem trockenen Pfad von dem linken Wege herankommen, denn erkennen konnte man mit bloßem Auge noch niemand auf diese Entfernung hin, aber ich sah mit dem Herzen und mit allen Nerven und hatte innerlich schon so oft dasselbe gesehen, daß meine leiblichen Augen auf diese einzige Gestalt eingestellt waren.

Ja, sie war es — Tatiana! Tatiana! Ganz allein mit mir auf dem Wege auf der weiten Ebene, auf der es, außer uns, sonst kein menschliches Wesen zu geben schien. Wie mir das Herz schlug! Wie es raste gleich einer wahnslunig gewordenen Uhr! Ein namenloser Jubel, eine beklommene Spannung, ein Fiebersehnen, alles durcheinander hatte mich gepackt. Ich denke mir, so mag es sein, wenn man in seiner ersten Schlacht die Trompete „Zur Attacke!“ blasen hört und nichts mehr weiß noch kennt als siegen! siegen!

Wie sie immer näher und näher heranschwebte, immer deutlicher und klarer sich von dem heiterfarbenen Himmel abhob, schien dieser dem wunderschönen Bilde nur als Folie zu dienen.

Kann man sich vorstellen, daß ein erfahrener, gereifter Mensch, der doch so manch schönem Weibe völlig gefaßt und als Herr der reizendsten Situation gegenüberstand, daß dieser tapfere Kürassierleutnant, der sich des Rufes erfreute, sich vor dem Teufel nicht zu fürchten und keine Kerben zu haben, nicht weiß, was er tun soll, als ihm unter den harmlosesten Umständen in der Einsamkeit der Landstraße ein junges Geschöpf begegnet, mit dem er getanzet hat, und an dem ihm alle Rechte zarter Guldigung zustehen? Wird man es glauben, daß er völlig verwirrt und mit einem atemraubenden Herzklopfen, das ihn in keiner denkbaren Lebensgefahr überfallen würde, an der Königin seines Herzens mit einem ersten, sehr reservierten Gruß vom Gaul herab, als wäre er darauf festgeschmiedet, vorbeireitet, ohne ein freundliches Wort hervorzubringen? Nein, das ist undenkbar, um so weniger, als er dabei hätte aufschreien mögen vor Glück, sie zu sehen, an die er Tag und Nacht mit allen Gedanken und Träumen gebunden war. Solch ein Grad von Liebeswahnslun — Liebeshörigkeit hieß ja das seltsame Wort — kennen wohl wenig felddienstfähige Leutnantsherzen!

Jetzt war sie dicht vor mir. Jetzt sah ich sie ganz nah, sah in ihre großen schwarzen Sonnenaugen, sah ihr dunkles, süßig hauschendes Haar mit dem roten Glanz der Sonne darin, sah den Mund... den samtrotten Mund, wie eine Rose zu mir ausblühend und — ritt kühl grüßend vorbei. Jawohl. Ritt vorbei... Der Gott der Liebe verzeihe mir, ich kann es nicht und sie darf es nicht... es war ein unsühnbare Verbrechen an ihr!

Im schwarzen Tuchkleide, eine schwarze Pelzschlange um den Hals, ein schwarzes Pelzbarrett mit einem weißen Reiterfluge auf ihrem wunderbaren Haar, sah sie wie eine polnische Fürstin aus und schritt einsam in den herabinkenden Abend hinein. Und ich ritt vorbei und hatte nicht einmal die einfachste Galanterie, ihr mit dem Hinweife auf mögliche Gefahren meine Begleitung anzubieten und den Gaul an die Zügel zu nehmen. Nein. Ich stolperte meines Weges nach Hause. Auf einmal aber packte mich ein wilder Jörn und Grimm über mich selbst, ich setzte dem unschuldigen Chargengaul die Sporen in die Flanken und jagte nach Hause, daß die Funken stoben und die Füßen spritzten und die „Fierde des Kavalleristen“ mich über und über bedeckte. Meier stand seelenruhig in der Stalltür. Ich

sprang herunter: „Nachher abjakteln.“ bejahl ich, „jezt nur schnell in den Stall mit ihm! Andre Sachen, zweiter Leberrod, weite Müse! Aber schnell! In ein paar Sekunden muß ich wieder fort!“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Wandsbeder Boten.

Zu Matthias Claudius' 100. Todestage, 21. Januar.

So reich gesegnet auch jenes große, durch die Gestalten Klopstocks und Goethes unrahmte Zeitalter der deutschen Literatur und Bildung an seltenen Persönlichkeiten gewesen ist — der alte Wandsbeder Bote behauptete doch auch unter ihnen allen seinen Platz. Es war an Matthias Claudius etwas Besonderes: eine tiefwurzelnde Bodenständigkeit, ein inniges Verwobensein mit Volkssart und Volksgesitt. Wohl mag etwas Wahres an jenen „Einfaltspräntionen“, deren Goethe ärgerlich den Boten beklundigt hat, sein, aber dafür ist dann auch wieder vielerorts echte Einfalt in seinen Schriften und Gedichten, und wo er am besten ist, scheint die Stimme uralter Bauern- und Volksweisheit selbst aus ihm zu sprechen. Sein Winterlied, sein schönes Gedicht „Der Mond ist aufgegangen“, die innigen Verse, darin er Sein und Wesen des Menschenlebens in wenigen Linien umfaßt, bleiben in ihrer Art Perlen unserer Lyrik, und aus Claudius' Gedichte „Der Tod und das Mädchen“ hätte Meister Schubert nicht jene wahrhaft überirdischen Klänge hervorlocken können, hätte sie nicht schon vor ihm der Dichter angeklungen gehabt.

Der Mann war im Leben wie im Dichten. Wirklich bei sich war er nur in seinem stillen Wandsbete, und als ihm Freund Herder ein einträgliches Amt am Darmstädter Hofe zu verschaffen gewußt hatte, da war doch seines Wobens im Hesse-lande nicht lange, und von der vollen Krippe des Amtes wandte er sich schon nach ein paar Jahren wieder zu seiner Wandsbeder Dürftigkeit. Dort lebte er, Dichter und Bauer, schwärmerisch und nüchtern zugleich. Boff, der sein Wandsbeder Leben längere Zeit mit ihm geteilt hat, erzählt, wie sie gewöhnlich bei einer Gartenlaube auf einem Rasenstück im Schatten lagen und dem Ruckel und der Nachtigall lauschten. Frau Rebekka, Claudius' innigstgeliebte Lebensgefährtin, die er stolz sein Bauernmädchen nannte, lag dann, ihre kleine Tochter im Arme, neben den beiden mit losgebundenen Haaren und als Schächerin gekleidet. So tranken sie Kaffee oder Tee, rauchten eine Pfeife, und schwatzten oder dichteten etwas Gesellschaftliches für den „Boten“, den Claudius 1771 begründet hatte, und der bekanntlich das Werk seines Lebens geworden ist. Eine andere Schilderung gibt ein Bild von der Ungezogenheit und Einfachheit des Lebens im Claudius'schen Kreise. Wenn die Familien Claudius und Boff des Abends zusammenkamen, dann ward die Tafel in dem Hause gedeckt, wo nach vorhergegangener Unterredung das meiste Essenwürdige sich fand. Eine bedeutende Rolle spielte ein Stück kaltes Röhfleisch oder ein Karpfen, den man vom Fischer im Schlossgarten selbst aus dem Teiche heben sah und ins Schnupftuch gebunden nach Hause trug. Aber auch bei Reisbrot und abgekochten Kartoffeln war man miteinander lustig. Wenn Claudius bei Boffens war, so hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden, die ward dann bei den Freunden auf dem Bett gelegt, bis sie wieder heimgingen. Eine lebendige Anschauung von dem Wandsbeder Döhl hat Chodowick gegeben, der auf einem Kupfer zum Wandsbeder Boten den Leiter des Blattes selbst im Schlafrod und Pantoffeln, die Nachtmüze auf dem Kopfe, geschildert hat. Wie er über den Knaben den Ehrensprung tut, während Rebekka mit dem Kleinsten auf dem Arme verwundert und fröhlich zuschaut. Diesen Knaben hatte Claudius übrigens damals noch nicht, aber an Kindern hat es zu keiner Zeit in seinem Hause gefehlt; schließlich waren es ihrer zehn, und Claudius hatte mit ihrer Ernährung und Erziehung alle Hände voll zu tun. Am bekanntesten unter seinen Kindern ist die älteste Tochter, Caroline, geworden, die dem jungen Buchhändler Friedrich Berthes als Gattin gefolgt ist. Eine echt Claudius'sche Familienzene war es, wie der stillstehende Freier vom Weihnachtsbaume der errötenden Caroline einen vergoldeten Apfel als das symbolische Bekenntnis seiner Reigung überreichte; auch im Bilde ist die liebliche Szene, die man in Brandts Lebensbild von Caroline Berthes fein geschildert findet, festgehalten worden. Der wohlbekannte Gothaer Verlag von Berthes hat es seither bis zum heutigen Tage als eine Ehrenpflicht angesehen, das Andenken von Claudius liebend zu pflegen, und das Wertvollste der Claudiusliteratur, wie die musterhafte Ausgabe Ausgabe seiner Werke von Redlich, die tüchtige Claudiusbiographie von Herbst, das erwähnte Lebensbild von Caroline u. s. w. in bei Berthes erschienen.

Claudius' persönliche Erscheinung war nicht leicht zu vergessen. Der Besucher stand vor einer mittelgroßen Gestalt im bequemen Hausrod mit schlicht zurückgestrichenem, von einem Ranne zusammengestellten Haar, schönen blauen Augen und einer charakteristisch stark hervortretenden Unterkiefer. Im Gespräch pflegte er sich des Blattdeutschen zu bedienen. Kennzeichnend für seine Unterhaltung war ein sanfter Ernst. Er sprach

wenig und in kurzen Sätzen, aber was er sprach, war voller Herzlichkeit, oft voller Witz und Laune. Die innige Fühlung mit der Natur war ihm tiefes Bedürfnis, und er wurde nicht müde, seinen Kindern die Augen über die Wunder der Schöpfung zu öffnen. Er konnte mit ihnen Bocksprünge wie ein ausgelassener Junge machen, dennoch wurde ihre tiefe Ehrfurcht vor dem Vater dadurch niemals gefährdet oder erschüttert. Mit dem zunehmenden Alter wurde Claudius eruster und hielt sich immer enger zu der Heilswahrheit des Christentums. Von manchem alten Freunde sah er sich geschieden: Boff ging einem anderen Weg, selbst Herder wurde Kühler, und Claudius fand sich gegen den Schluß seines Lebens in der deutschen Literatur ziemlich vereinsamt. In seinen letzten Lebensjahren hatte er noch Schwere zu tragen. Der Krieg von 1813 trieb ihn aus Wandsbete, und als er nach mannigfachen Leiden und Beschwerden im Mai 1814 wieder in sein Haus zurückkehren konnte, fand er da alles im Argen. Daß sein Landesherre — denn Claudius war dänischer Untertan — in dem großen Befreiungskriege zu Napoleons Sache hielt, das hat ihm das Herz gebrochen.

Neues von den Taten der dicken Berta.

Zu den ungläubigen Thomassen, die nicht glauben wollten, daß das deutsche Heer im Besitze beweglicher 42-Zentimeter-Mörser sei, gehörte im Anzuge des Westkrieges der Amerikaner Irvin S. Cobb, der als Kriegsberichterstatter der „Saturday Evening Post“ tätig ist. Er hat auch väterlich die dicke Berta nicht von Angesicht sehen können, allein deutsche Stabsoffiziere haben ihn an den Stätten herumgeführt, wo sie gearbeitet hat, und was er da gesehen hat, hat ihn so gründlich bekehrt, daß er ein richtiges Loblied auf das Kreuzische Riesengeschütz anstimmt. Beim Anblicke der Verwüstungen, so drückt er sich aus, hätte er kaum geglaubt, daß Menschen solche Vernichtungswerkzeuge schaffen könnten, die mit so teulischer Genauigkeit arbeiten und so vollkommene Vernichtung bewirken. Für die Wirkung gewaltiger Naturkräfte hätte er vielmehr die Zerstörung gehalten, die er mit eigenen Augen bei dem Fort Des Sarts vor Maubeuge gesehen hat. Bei diesem Fort hat, wie er erzählt, die dicke Berta zum erstenmal auf französischem Boden geprügelt. Aus den Erläuterungen der deutschen Offiziere entnahm er, daß die dicke Berta 8—9 Kilometer weit von ihrem Ziele entfernt stand und sich erst einschleichen mußte. Dieses Einschleichen — die ersten Schüsse gingen zu weit — war ein bitterer Vorgesmack für die Besatzung des Forts. Die Einschüßlöcher auf freiem Felde, die dabei entstanden waren, besichtigte der Amerikaner auf dem Wege zum Fort. Häßlich hintereinander in Abständen von rund 150 Metern (so schreibt er) sahen wir eine Reihe schornsteinförmiger Krater mit glatter Wandung. Von einem solchen Krater nahmen wir die Maße; oben war er durchschnittlich 50—60 Fuß (15—18 Meter) breit, und er reichte bis zu einer Tiefe von 18 Fuß (5½ Meter) in den Kalkboden. Nach unten verjüngte er sich, und auf dem Boden hatten gerade noch zwei Mann Platz gehabt. Wir waren erstaunt darüber, daß eine Granate von etwa einer Tonne so konstruiert sein konnte, daß sie soweit in festen Boden eindringen konnte, ohne zu explodieren, und daß sie bei der Explosion so wohlgeformte Höhlungen erzeugte. Am meisten waren wir darüber verwundert, daß die ausgeworfene Erde, ganze Wagenladungen, nicht zu entdecken war. Sie war nicht etwa am Rande der Höhlung aufgehäuft, sie lag auch nicht in der Nähe auf dem Felde, sondern sie war verschwunden, und daraus entnahmen wir, daß die Kraft der Explosion so stark war, daß der ganze Boden zerpulvert und als feiner Staubregen auf die Erde niedergefallen sein mußte.“ Das Erkennen des Amerikaners stieg noch mehr, als er bei dem Fort selbst die Geschoswirkung sehen konnte. Das Fort Des Sarts ist 1883 angelegt, aber im Sommer 1913 weiter ausgebaut, als ein ganz modernes Fort, und seine Besatzung wußte sich in Sicherheit vor dem deutschen Angriff. Wie enttäuscht und überrascht sie wurde, ist bekannt. Der Amerikaner folgte bei seinem Besuche der Einschüßöffnung eines Treffers. „Durch ein Loch in der ersten Brustwehr gingen wir hinein, dann ging es über einen halb mit Trümmern angefüllten Graben, und so kamen wir in das einsige Herz des Forts. Hätte ich nicht schon eine gewisse Vorstellung von der vernichtenden Kraft der tonnen schweren, vier Fuß langen Geschosse gehabt, so hätte ich behauptet, die Stelle, an der wir standen, sei stundenlang bombardiert worden, daß hunderte von Bomben hier eingeschlagen hätten. Nun aber glaube ich dem deutschen Hauptmann gern, als er mir erklärte, wahrscheinlich hätten nur fünf oder sechs Geschosse das Ziel getroffen. Können es selbst sechs gewesen sein! Aber was diese sechs angerichtet hatten, läßt sich nicht beschreiben. Jetzt erit weiß ich, was das Wort Chaos eigentlich bedeutet; hier war es anschaulich definiert. Alles zu schildern ist nicht möglich, aber einige Einzelheiten werden genügen. Hier hatten sich die unterirdischen Gewölbe, die Schlafkammern, die Magazine befunden. Alles war jetzt nur ein Loch im Boden, und wir standen am Rand und sahen in die endlos scheinende Tiefe. Als wir aufwärts blickten, sahen wir 40 Fuß über uns eine große Oeffnung im Erdboden kaffen. Um uns herum lagen Metallsplitter, aus deren Form ich erkennen konnte,

das ich Stände von einem Schusschilde einer Kanone vor mir hatte; die Kanone war irgend wo oben aufgestellt gewesen. Das Geschick, das die Kanone zerstörte, hatte die Panzerung hierher geschleudert. Ich suchte nach einem Vergleich, der den Eindruck des Panzerrestes schildern sollte, aber ich fand ihn nicht; doch denke ich, wenn man sich einen irdenen Topf von einem hohen Gebäude auf die Straße geworfen vorstellt, hat man ein Bild von dem Abfall. Alles um uns lag in Trümmern, nur an der Mauer eines Hauses, der früher wohl eine Offizierskammer gewesen war, hingen noch ein paar eiserne Bettstellen, unbeschädigt, obwohl der Fußboden darunter weggeschlagen war. Die 42-Zentimeter-Granaten haben die gleichen Lücken wie Wirtelkugeln." Der führende Stabsoffizier erzählte seinen Gästen dann, wie sie die Ereignisse bei der Beschießung des Forts rekonstruiert hätten: in die untersten Räume hatte sich die Besatzung geflüchtet, und sie lag unter dem riesigen Trümmerhaufen begraben. Dann ging man weiter durch den hinteren Ausgange ins Freie, und hier erzählte der deutsche Offizier dem Amerikaner, was für ein furchtbares, unaußersichliches Schreckbild er an dieser Stelle gesehen hatte. Hier nämlich hielt er, als das Fort die weiße Flagge aufgezogen hatte, und hier sah er den Rest der Besatzung, an die 200 Mann, aus dem rauchenden, brennenden Fort flüchten. Sie machten den Eindruck von Wahnstimmigen, sie kamen taumelnd, nach Luft schnappend heraus, fassend und wieder aufstehend, offenbar geistig zusammengebrochen. Der Rauch, die Gale, das Feuer, die Geschütterung, alles was sie überstanden und nun hinter sich hatten, hatte sie toll gemacht: sie tanzten, sangen, schrien, lachten und brüllten wie Junkos, bis sie niederfielen. . . .

Was den Engländern von Krupp erzählt wird.

Ein Sonderberichterstatter der „Daily Mail“, der einem neutralen Lande angehören soll, hat Deutschland mehrere Wochen lang bereist und schildert seine Eindrücke, die trotz aller Voreingenommenheit des Schreibers doch einen großen Eindruck von der Kraft unseres Landes und unseres Volkes nicht verbergen können. So ist er auch in Essen gewesen und hat hier die Kruppwerke besucht. Er entwirft ein Bild von dieser ungeheuren Unternehmung, deren Feueressen weithin den Himmel erleuchten und deren unermüdlich tätige Maschinen ein gewaltiges Lied der Arbeit singen. „Man kann nicht zweifeln, daß die Myriade von Händen, die hier in Deutschlands großem Waffenarsenal hinter diesen sorgfältig bewachten Mauern am Werke ist, eine ebenso wichtige Lebensbedingung für Deutschlands Krieg ist wie die fünf Millionen Soldaten in der Frontlinie. Essen bei Nacht erfüllt einen mit einem geradezu überwältigenden Gefühl von den grenzenlosen Hilfsmitteln des Kaisers für die Kriegsführung. Um sich einen Begriff zu machen von der Ausdehnung und der Größe dieser Werke, müßte man Sheffield und Newcastle-on-Tyne und Barrow-in-Furness in eins zusammenfassen, und auch dann würde man noch keine Elle haben für diese 42-Zentimeter-Maße. Seit 1870 hat Krupp seinen Riesenbetrieb nicht Tag und Nacht in einem so ungeheuren Tempo in Tätigkeit gesetzt. Die Arbeit wird gegenwärtig von 44.000 Mann ausgeführt, die in Schichten von 8 Stunden arbeiten. Die Aufträge sind natürlich ausschließlich von der deutschen Heeresleitung gegeben. Für Österreich kommen die Lieferungen weniger in Betracht, denn die Stoba-Werke, der „österreichische Krupp“, sind ebenfalls eine sehr gut geleitete und angeordnete Unternehmung, fähig, dem Kaiser Franz Josef dieselben Dienste zu leisten, die des Kaisers Legionen und Armeen aus Essen empfangen. Etwa fünf Sechstel der ganzen Bevölkerung von Essen ist auf irgend eine Weise von Krupp abhängig, so daß jeder Mann, Frau und Kind in dieser ruhigen Stadt der Arbeit persönlich Holz ist auf die wichtige Stellung, die Essen jetzt im Vaterlande einnimmt. „Das Reich hat die Männer, Essen hat die Panzerplatten, die Granaten und Kanonen. Diese beiden zusammen müssen gewinnen.“ Das ist der Geist, der Kruppstadt befeuert. Die Essener wissen, daß die englischen Riesen seit langem den Kruppwerken einen Besuch abstatten müßten. Aber sie fürchten sich nicht. Sie vertrauen auf die Soldaten, die jeden möglichen Zugang und Ausgang der Werke bewachen, sie vertrauen auf ihre zur Abwehr von Flugzeugen gebauten Kanonen und wissen, daß jeder Angriff aus der Luft, der gegen diesen Lebensnerv des Vaterlandes gerichtet werden sollte, abgeschlagen werden wird. Der Name von Krupp ist so allmächtig in Essen, daß keiner an eine Gefahr glauben kann, und Andeutungen, daß die Unwissenheit von Robberson die Arbeit der Werke behindern könnte, finden hier keine Beachtung. Man glaubt die Geschehnisse des Krieges klagen, wie Hamburg und Bremen, München geschlagen und ihre Industrie gelähmt haben, so erwarten sie dagegen wichtige Industriekräfte, wie Düsseldorf, Dinslaken, Rülheim, Bochum, Dortmund und noch viele andere Plätze im Rheinland und Westfalen einer nie gelebten „Blütezeit“. Jede Fabrik, jede Mühle, jedes Geschäft, das Kriegsmaterial herstellt, ist in angespannter Tätigkeit. Ja, auch zahllose Werke, die früher friedliche Dinge herstellten, schaffen für den Krieg. Man

kann dieses weisliche Deutschland nicht verlassen, ohne den starken und bleibenden Eindruck mit fortzunehmen, daß das Vaterland mit all seinen Riesenkräften daran arbeitet, um für die letzten Möglichkeiten des Krieges gerüstet zu sein.“

Vermischtes.

* Der schlane Buchhändler. Die Engländer möchten gern den Anschein erwecken, daß in Kairo alles in schönster Ruhe und Ordnung ist, aber unabsichtlich scheitern sie in die Gerüchte doch einzelne Dinge ein, die erkennen lassen, daß man dort viel mehr mit den Türken sympathisiert, als den jetzigen Nachhabern lieb ist. Dafür zeugt auch ein lustiges kleines Geschichtchen, das ein Berichterstatter der „Times“ so nebenbei erzählt. Ein Buchhändler in Kairo hatte sich, ermutigt durch die Begeisterung, mit der Ägypten 1908 die jungtürkische Reform begrüßte, 5000 türkische und arabische Grammatiken zugelegt, für die er bei der neuen Vorliebe für alles Türkische einen guten Absatz erhoffte. Aber seine Spekulation schlug damals fehl, und in den nächsten 6 Jahren verkaufte er nur 40 Grammatiken. Jetzt aber war der rechte Augenblick für ihn gekommen, und sein Weizen blühte. Schon als die Porte mehr und mehr eine feindliche Haltung gegen die Verbündeten einnahm, wuchs der Verkauf der Grammatiken außerordentlich, und als die Türkei dann den Krieg erklärte, da wurde sein Laden geradezu von Ägyptern gestürmt. Die meisten waren Türkenfreunde, die nun auch ihre sprachlichen Kenntnisse vervollständigen wollten, um die alten Herren bei ihrem siegreichen Einmarsch in vertrauten Lauten begrüßen zu können; viele aber waren auch furchtsame Eiferer, die noch rasch türkisch lernen wollten, um ihre Stellungen behalten zu können, wenn die türkische Herrschaft begünne. So verkaufte der schlane Buchhändler im Handumdrehen seinen ganzen Vorrat, und er bebauert jetzt nur, daß er sich nicht noch ein paar Jahrtausende mehr von diesen Grammatiken 1908 angeschafft hatte; er wäre sie auch spielend los geworden, denn die Nachfrage nach türkischen Grammatiken ist weiter außerordentlich groß.

Büchertisch.

— „A r e n a“. Diese handliche Oktavausgabe von „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) hat vor kurzem ihr sechstes Heft ausgegeben, das erste im neuen Jahre. Eine Zeichnung Lutz Ehrenbergers, die deutsche und österreichische Offiziere in einem Schützengraben vor Warshan bei einer trauischen Silvesterfeier zeigt, leitet es ein. Und dann beginnt wieder die Kollae soralam ausgewählter Kriessphotographien, künstlerisch gezeichnet und durchgehender Gemälde, erläuternder Aufsätze,esselender Novellen, wichtiger und zarter Lyrik, die von altersher jede Nummer dieser vornehmen Zeitschrift auf reizvolle, abwechslungsreiche Weise belebt. Ernst Jahn's jüngstes Werk „Der Bernaroth“ geht zu Ende. Ueber Geschichtsbahnen unserer schwerten Geschichte plaudert Professor A. Keller, von den Semasi erzählt F. Baumann, die Wirkung des Krieges in Wien bespricht G. Goltz. Peter Paul Schauer, Paul Rosenbaum, Hans Hyan sind mit Prosafabrikanten vertreten. Auguste Supper, Rudolf Preßler, Leo Keller, Ernst Jahn, Max Preis, Karl Hans Strobl, Wilhelm Schüssen steuert Gedichte bei. Vom Kriegsschauplatz schickten wieder Ernst Klein und Wilhelm Dießner aktuelle Beiträge, die aber durchaus nicht nur für den Tag geschrieben sind; diesmal bietet die Rubrik mit vielen Bildern G. P. Ostermayer's eine besonders wertvolle Bereicherung der übermäßig großen Kriegsliteratur und Kriegskunst unserer Zeit.

Skat-Aufgabe.

Da Vorhand und Hinterhand passen, tourniert Mittelhand in der Hoffnung, einen oder zwei Benzal zu finden — Grund will sie nicht riskieren — mit folgenden Karten:



Sie wendet jedoch Grün-Ober (Vique-Dame) und findet noch Schellen (Carreau)-Rein, muß demnach Grün (Vique)-Tournee spielen. Das Spiel wird mit Schneider gewonnen. — Wie müssen die Karten verteilt sein und wie wurde gespielt?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer: Wo man raucht da magst du ruhig harren, Böse Menschen haben nie Zigarren.